

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 926.)

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

(Telephon Nr. 926.)

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1.00. Monatlich 55 Pfa. Postzeitungsliste Nr. 4089 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfa., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfa., auswärtige Anzeigen 20 Pfa. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 109.

Dienstag den 13. Mai 1902.

9. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Verwirrung.

Der Beizug der Junker und Junkerengenossen ist in eine neue Phase getreten; die Herren haben sich nun an die Aufgabe gemacht, das Zustandekommen des Zuckervereins zu verhindern. Obstruktion gegen dasselbe haben sie schon gemacht und noch weitere Obstruktionsmaßregeln gegen dasselbe angekündigt. Da sie Demagogen sind, so wollen sie, die Störenfriede im politischen Leben Deutschlands, die Schuld an der gegenwärtigen und noch kommenden Verwirrung auf ihre politischen Gegner abwälzen. Sie haben die Linke beschuldigt, dieselbe habe „unlautere Obstruktion“ gemacht und dadurch die Rechte gezwungen, ihrerseits auch Obstruktion zu machen. Was die Linke thut, ist „unlauter“, wenn die Rechte dasselbe thut, ist es nicht unlauter. Ueber diese echt junkerliche Spiegelrecherei wird sich im Lande nur ein lautes Gelächter erheben.

Während nun die Linke den Zolltarif zu Falle zu bringen sucht, versucht die Rechte das Gleiche mit dem Zuckerverein, und der Kampf wird an Hartnäckigkeit zunehmen — auch wird wohl die Rechte nunmehr die beiden Gegenstände als Handelsobjekte benutzen. Die Situation der Regierung ist dabei keine angenehme; sie ist präferirter als bisher. Wenn der Zolltarif fällt, so kann die Regierung dies verschmerzen; sie kann sagen: „Wir haben gethan, was zu thun war. Wir haben den Zolltarif vorgelegt, und der Reichstag hatte zu entscheiden.“ — So glatt wird aber die Regierung bei dem Zuckerverein nicht aus der Affäre kommen. Denn auf der Zuckerkonferenz in Brüssel hat sie gewissermaßen ihr Ansehen eingesetzt, daß sie die Abmachungen, die man dort getroffen, im deutschen Reich auch durchzuführen könne. Ginge es mit rechten Dingen zu im deutschen Reich, so konnte die Regierung mit Fug in Brüssel ihr Ansehen einsetzen, denn die Abschaffung der Prämienvirtschaft in der Zuckerindustrie wird von der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung ersehnt und man wünscht dringend billigeren Zucker; man ist empört über einen Zustand, der es zuläßt, daß der deutsche Zucker im Ausland billiger verkauft werden kann, als im Inland. Die Prämienvirtschaft hat den Zucker so sehr verteuert und der Zuckerverbrauch bei uns abnahm und dadurch die Zuckerindustrie, dem System der künstlichen Aufpöpelung zum Trotz, in eine kritische Lage geriet. Die Regierung will durch Verminderung der Zuckersteuer helfen, was in anerkannter Weise dem agrarischen Hilfsmittel steht.

Die Agrarier aber setzen Alles daran, der Regierung die Blamage zu bereiten, daß sie nicht erfüllen kann, was sie auf der Brüsseler Konferenz in Aussicht gestellt hat.

Hat die agrarische Taktik Erfolg, dann würde die Regierung sowohl die Brüsseler Konvention fallen lassen und auf Handelsverträge verzichten müssen, d. h. die Herren aus den östlichen und schlesischen Gebieten würden die Beziehungen zu allen anderen handelsreibenden Nationen und Staaten, nur damit sie ihre Produkte zu möglichst hohen Preisen an den Mann bringen können. Man wird in der ganzen Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts vergeblich nach einem Beispiel ähnlich thörichter Abherrungs-politik suchen, denn selbst die Kontinentalperre Napoleons hatte noch einen politischen Zweck und war gegen die Seeherrschaft und den Welthandel Englands gerichtet. Die Politik der Agrarier ist einzig und allein von der Begehrlichkeit, von dem „Recht auf Kente“, von der Sucht nach „standesgemäßen Lebenswandel“ diktiert.

Was bei diesem erbitterten Kampf herauskommen wird, ist heute schwer zu sagen. Wenn die Reaktionäre davon sprechen, daß durch die Obstruktion der Linken der Parlamentarismus gefährdet sei, so ist das eitel Heuchelei, denn die Obstruktion der Rechten hat doch die gleiche Wirkung. Und im Uebrigen sind die Konservativen immer Feinde des Parlamentarismus gewesen; sie wollen ja das allgemeine Wahlrecht und damit die Grundlage des heutigen Parlamentarismus beseitigen, woraus sie ja gar kein Hehl machen. Die konservative Demagogie arbeitet mit sehr großen Mitteln und sie mag sich nur nicht einbilden, daß dieselben beim Volke noch verfangen. Man weiß nachgerade schon, wo die Feinde der in so langen Kämpfen mühsam errungenen Volksrechte sitzen. Auf der Linken nicht. Wenn aber der Hunger-tarif nur mit einer Schädigung des Parlamentarismus abgewehrt werden könnte — sei's drum! Jedenfalls ist der Drobwucher ebenso schlimm als eine Einbuße an politischen Rechten. Vorläufig ist an das Letztere kaum zu denken. Die von den Junkern an die Wand gemalten Schreckbilder sind eben nur — gemalt, wenn auch noch so grell.

Die Regierung wird nun nachgerade genügend darüber belehrt sein, mit wem sie es auf der Rechten zu thun hat. Schneller als wir glaubten, haben sich die Konsequenzen des Behaltens der leitenden Staatsämter eingestellt. Anfangs

that bekanntlich Graf Bülow, als wolle er den Maßlosigkeit der Agrarier ein entschiedenes Ziel setzen; dann entdeckte er sein agrarisches Herz und sein Kollege Graf Posadowsky kam mit dem tausendgliebrigen Zolltarif. Es kamen die Volksbewegungen gegen den Tarif und die Drohungen des Auslands mit Zollkrieg. Die Regierung erklärte zwar, sie könne die Wünsche der Agrarier nur bis zu einem gewissen Grade erfüllen, allein die Hoffnung auf „Verständigung“ ist von den Agrariern nicht aufgegeben. Wie kommt das? Ein Anhaltspunkt dafür muß doch da sein.

Die Agrarier haben die schwache Seite der Regierung erkannt und drohen nun mit ihrer Obstruktion gegen den Brüsseler Vertrag. Es kann leicht sein, daß die Verwirrung, die nun entstehen wird, so groß ist, daß sie die Regierung selbst in den Abgrund hinabwirbelt. Nun, wir werden ihr keine Thräne nachweinen. Im Gegentheil!

Hartnäckig hält die Regierung an dem Irrthum fest, daß ohne die Mitwirkung der „Edelsten und Besten“ ein politisches Leben nicht denkbar sei, und sie hat nun den agrarischen Nimmerfatten den kleinen Finger gegeben. Grimmig zerrten diese, um die ganze Hand und damit den ganzen Mann in ihre Gewalt zu bekommen.

In diese heikle Lage hat sich die Regierung selbst gebracht. Ihre Stellung gegenüber den agrarischen Ueberhebungen und Ueberforderungen war eine nicht genügend entschiedene und sie kommt nun in immer schärferen Gegensatz zu den Lebensinteressen der großen Masse des Volkes. Eine solche Regierung steht auf schwachen Füßen.

Wie die Verwirrung sich auch gestalten, die Arbeiterbewegung wird ihren gewiesenen und unabänderlichen Weg durch alle diese Fährlichkeiten geradeaus gehen.

Die Katastrophe auf Martinique.

Von einem furchtbaren Geschehnisse, wie bereits in letzter Nummer u. Bl. gemeldet, die französische Insel Martinique, die größte der „kleinen Antillen“, heimgesucht worden, und noch fräuhet sich wohl in jeder fühlenden Menschenbrust das Herz, an die ganze Schwere der Katastrophe zu glauben, die über St. Pierre, die Hauptstadt der Insel, hereingebrochen sein soll. Aber immer bestimmter lauten die eingehenden Nachrichten, immer genauer werden die Einzelheiten berichtet — und nur wenig Hoffnung bleibt noch, daß nicht wirklich 40 000 Menschenleben an einem einzigen Tage ein glühendes Aschengrab gefunden, daß nicht eine ganze blühende Stadt vom Lavaström überfluthet wurde, ähnlich wie einst Herculaneum und Pompeji in Italien, an die man unwillkürlich beim Lesen der Schreckenskunde denken muß. Freilich ist es nicht richtig, wenn behauptet wird, daß eine derartige elementare Katastrophe sich seit dem Untergang jener beiden Städte nicht wieder ereignet habe. Viele von uns erinnern sich noch, wie im Jahre 1883 die traurige Nachricht einlief, daß die Insel Krakatau im Sundameere mit 70 000 Einwohnern infolge eines Lavaausgusses verschwand, in Caracas wurden 1812, gleichfalls an einem festlichen Donnerstag (Gründonnerstag), 10 000 Personen verschüttet, und 1755 hat das Erdbeben in Lissabon 60 000 Menschenleben vernichtet. In größeren oder kleineren Zwischenräumen haben die Elemente also immer ihre Rassenopfer gefordert. Aber das nimmt dem großen Unglück von Martinique nichts von seiner marktschütternden Tragik. Der plötzliche Ausbruch des Mont Pelé ist um so über-raschender, als dieser Vulkan seit dem 5. August 1851, wo er sich zum letzten Male regte, ohne indessen großes Unheil anzurichten, schon ganz erloschen schien. Der Mont Pelé steigt aus dem die Insel durchziehenden Felsengebirge im nördlichen Theil des Eilands bis zu 1350 Meter Höhe empor, seinen Krater füllte bisher ein kleiner See. Die Stadt St. Pierre liegt etwa 8 Kilometer südlich von dem Vulkan an der Nordwestküste der Insel. Seit fünfzig Jahren galt der Krater als erloschen. Die Bevölkerung von Saint Pierre vergnügte sich damit, Ausflüge bis zu dem 150 Meter breiten See in der Krateröffnung zu machen. Das nach wüthigen Kräutern schmeckende Wasser dieses Sees galt als Heilmittel. Die Unruhe in verschiedenen Vulkangebieten der Erde — aus vielen weit von einander entfernten Gegenden sind ja in letzter Zeit Erdbeben gemeldet worden — scheint sich bis nach Martinique fortgepflanzt und den Vulkan zu neuer Thätigkeit veranlaßt zu haben.

Inzwischen liegen noch folgende Meldungen vor: Der Vulkan Mont Pelé hatte bereits in der Nacht zum 4. Mai mit seinen Eruptionen begonnen und große Lavamassen ausgespien. Man hielt die Eruption zuerst für unbedeutend, aber am 5. Mai zerstörte ein neuer Ausbruch die Faktoreien bei Saint Pierre, wobei 150 Menschen umkamen. Am 6. Mai telegraphirte der Gouverneur an den Marineminister, daß der Lavaström die Insel stark bedrohe. Zwei Tage darauf trat dann die Katastrophe ein. Der Feuerregen bedeckte einen Umkreis von 6 1/2 Kilometer. Alle Einwohner und fünfzehn Schiffe mit ihrer Besatzung, die sich in der Nähe befanden, wurden vernichtet. Die Be-

wohner der südlichen Distrikte, welche aus St. Pierre Lebensmittel bezogen, sind von einer Hungersnoth bedroht. Ein Sonnabend Mittag in Fort de France aufgegebenes Telegramm meldet: Das Erdbeben hat aufgehört, die vulkanischen Ausbrüche dauern dagegen noch an. Aus Kingston (Jamaica) wird telegraphirt, daß das Berreißer der Kabel das erste Warnungssignal gab. Langsam traf dann die schreckliche Kunde ein. Die Ueberlebenden des Dampfers „Kobdam“, welcher durch einen Wolkenbruch von Laba seinen Weg aus dem Hafen von St. Pierre erkämpfte, erklären: es war ein „Blid in die Hölle.“ Kein Schiff kann sich der Stadt nähern; zwei gingen bei dem Versuch zu Grunde. Der britische Postdampfer „Es“ fuhr in der Nacht zum Freitag fünf Meilen von der Küste an St. Pierre vorbei, wurde vollständig mit Asche bedeckt und erblickte in der Richtung von St. Pierre nur undurchdringliche schwarze Wolken. Ein Boot wurde ausgegeseht und fuhr nachher an die Küste, sah aber nur staubgefüllte Luft und Flammen. Der Kommandeur des französischen Kreuzers „Suchet“ berichtete, daß er am Strande bei St. Pierre Haufen von Leichen gesehen habe.

Der Ministerrath unter dem Vorsitz Dubets beriet am Sonnabend über die Situation der Insel Martinique. Nach einem neuen Telegramm des Kommandanten des Kreuzers „Suchet“ aus Pointe-à-Pitre begann die Katastrophe von Saint-Pierre Donnerstag gegen 8 Uhr Morgens. Der Vulkan warf starke Rauchmassen und Erde aus, in die sich bald Feuergerben mischten. In einem Augenblick stand die gesammte Stadt in Flammen; die Schiffe im Hafen wurden entkastet und entzündet. Der Feuerregen mit Felsstücken vernichtete während einer Viertelstunde. Als der „Suchet“ am Nachmittag um 2 Uhr vor Saint-Pierre eintraf, erreichten ihn die wenigen Personen, welche von den zerstörten Schiffen entkommen waren. In der Stadt war kein lebendes Wesen bemerkbar; das Eindringen war unmöglich; auf den Duais bemerkte man Leichenhaufen. Der Gouverneur der Insel ist mit seiner Familie unter den Todten. Als gerettet ist nur der Senator Knight gemeldet. Der Ministerrath ordnete sofort Geldmittel ab. Auf sämmtlichen öffentlichen Gebäuden wird drei Tage lang auf Halbmaß gespart. — Zur Verhütung des Ausbruchs einer Epidemie sind von den Behörden Maßnahmen derart getroffen, daß die aufgefundenen Leichen verbrannt werden. Die Rettung der Bewohner der Umgegend von St. Pierre wird durch Dampfer bewerkstelligt, welche sie nach Fort de France bringen. Da das große Lebensmitteldepot von St. Pierre ebenfalls vernichtet ist, holt der Kreuzer „Suchet“ Lebensmittel von Guadeloupe.

Die französische Kabel-Gesellschaft theilt mit, daß ihr Dampfer „Bouyer Quartier“ in Fort de France mit 450 Geretteten von St. Pierre eingetroffen ist. Der Dampfer sei sofort wieder zurückgegangen, um nach weiteren Ueberlebenden zu suchen. Zwei Kabeldampfer, welche nach Unterbrechung des Kabels nach Martinique fuhren, wurden zerstört. Die Londoner Eigenthümer des bei der Katastrophe von St. Pierre entkommenen, jetzt bei St. Lucia ankommenden Dampfers „Kobdam“ theilen mit, daß von der gesammten Besatzung von 23 Mann 11 todt und 10 im Hospital sind. Unversehrt an Bord des Schiffes sind nur der zweite und der dritte Maschinist geblieben, letzterer von beiden hat den deutschen Namen Schleswig.

Ein anderer vulkanischer Ausbruch mit weniger schrecklichen Folgen wird aus Barbados, das England gehört, gemeldet. Der Gouverneur berichtet: „Freitag fand ein heftiger Ausbruch des Vulkans Soufriere auf St. Vincent statt. Laute, geschloßdonnerähnliche Detonationen wurden um drei Uhr Nachmittags auf Barbados gehört. Nachmittags um 5 Uhr trat Dunkelheit, begleitet von Donner unter Niedergang von Staub ein, der bis zur Nachtzeit andauerte. Sonnabend Morgen war Barbados vollständig mit Staub bedeckt. Ich habe den Gouverneur auf den Hauptinseln der kleinen Antillen telegraphisch gesandt und ihnen Hilfe angeboten.“ — Der Gouverneur in Santa Lucia telegraphirte am 9. Mai: „Ich empfang am Freitag Abend Nachrichten aus St. Vincent. Es werden 30 Todesfälle gemeldet, doch ist der Bericht noch unvollständig. Obgleich der Ausbruch noch fortdauert, suche ich nach St. Vincent zurückzukommen.“

Politische Rundschau.

Deutschland.

Aufhebung des Diktatur-Paragraphe. Nach einer aus Strassburg eingetroffenen Meldung ist an den Statthalter der Reichslande folgender kaiserlicher Erlaß ergangen:

Um den Bewohnern von Elsaß-Lothringen einen besondern Beweis meines Wohlwollens zu geben, sowie im Vertrauen auf die reichstreue und loyale Gesinnung, welche sich je länger desto mehr in der Bevölkerung der Reichslande befestigt hat und die mir bei meinen

wiederholten Besuchen dieser dem Vaterlande zurückgewonnenen Länder in auszuwendiger Weise entgegengetreten ist, will ich Sie ermahnen, wegen Aufhebung des § 10 des Gesetzes vom 30. Dezember 1871, betreffend die Einrichtung und Verwaltung, mit dem Reichstanzler in Verbindung zu treten, den ich ermahnen werde, einen entsprechenden Gesetzentwurf dem Bundesrat vorzulegen. Sie wollen diesen meinen Erlaß zur öffentlichen Kenntnis bringen.

S o h l s b u r g , 9. Mai 1902.

Wilhelm I. R.

Der § 10 des in dem Erlaß angezogenen Gesetzes vom 30. Dezember 1871 ermächtigte den Oberpräsidenten, bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit alle Maßregeln ungesäumt zu treffen, welche er zur Abwendung der Gefahr für erforderlich erachten würde, auch zur Ausführung solcher Maßnahmen die im Reichsland stehenden Truppen in Anspruch zu nehmen. Diese Befugnisse wurden später durch Reichsgesetz auf den Statthalter übertragen und auf Grund dieses Ausnahmerechts, welches die Verwaltung von den einengenden Schranken gesetzlicher Bestimmungen befreite, sind alle möglichen Verordnungen ergangen, die nach Ansicht der Regierung dazu beitragen konnten, die französische Opposition im Lande zu unterdrücken. Die Handhabung dieses Verordnungsrechts hat in früherer Zeit viel Erbitterung erregt, nach und nach war sie milder geworden, der Diktaturparagraphe blieb aber immer ein Pfahl im Fleische Elsaß-Lothringens, dessen Entfernung lebhaft ersehnt wurde. Daß sie schon früher ohne Gefahr hätte geschehen können, ist auch vom Reichstage, fast in jeder Session, anerkannt worden, der wiederholt mit großer Majorität Anträge der Elsaß-Lothringer auf Beseitigung des Ausnahmerechts angenommen hat. Daß der dem Reichstage vorzulegende Gesetzentwurf glatt angenommen werden wird, ist danach selbstverständlich. — Wie übrigens die „Frankf. Ztg.“ zuverlässig aus Straßburg erfährt, war es Freitag noch zweifelhaft, ob der Kaiser seine Zustimmung zur Aufhebung des Diktaturparagraphe geben werde. Den Ausschlag in dieser Angelegenheit soll außer dem Staatssekretär v. Köller (???) das entschiedene Eintreten des Bürgermeisters Bac in Straßburg gegeben haben.

Ueber die Arbeitsleistung des Reichstages schreiben die Kruppischen „Verl. Neuest. Nachr.“: Es verdient Anerkennung, daß der Reichstag in der Zeit zwischen Oftern und Pfingsten, wo er nur 20 Sitzungen abhielt, verhältnismäßig mehr vor sich gebracht hat als bis dahin. Vom Zusammentritt am 26. November bis Oftern war in 68 Sitzungen, abgesehen von einigen ganz nebensächlichen Dingen, nur der Etat erledigt worden. In den letzten drei Wochen ist geleistet: die zweite und die dritte Lesung der Seemanns-Ordnung; die Beihilfeschiedung der Justiznovelle, d. i. der Initiativanträge betr. Abänderung des Strafgesetzbuches, Straf- und Zivilprozessordnung (Verurteilung, Raub u. s. w.) durch Annahme einer Resolution; der Servistarif, erste bis dritte Lesung; die Strafprozessnovelle, betreffend den Gerichtsstand der Presse, erste bis dritte Lesung; das Schammwein-Steuergesetz, zweite und dritte Lesung; die Gebührenordnung für den Kaiser Wilhelm-Kanal, erste bis dritte Lesung; der Nachtragsetz zur Besserstellung der Militärinvaliden, erste bis dritte Lesung; die Novelle zum Schutztruppengesetz, erste bis dritte Lesung. Ferner ist die Vorlage über die gewerbliche Kinderarbeit in erster Lesung erledigt und einer Kommission übergeben worden, desgleichen die Fudersteuervorlage. Der alte Initiativantrag behufs „Sicherstellung des Wahlgeheimnisses“ ist in zweiter und dritter Lesung verabschiedet, und der sog. Toleranzantrag hat die zweite Lesung passiert. Nach Pfingsten fertigzustellen sind hauptsächlich noch die Fuder- und die Branntweinordnungen.

Die Krise auf dem platten Lande. Bei der Beobachtung der Wirkungen der Krise auf den deutschen Arbeitsmarkt wurden die Großstädte und Industriezentren in erster Linie berücksichtigt, weil für diese das Beobachtungsmaterial relativ reichlich floß. Dagegen erfuhr man bisher wenig über die Wirkungen der Krise auf dem platten Lande. Man konnte daher sehr oft die Meinung vertreten finden, als ob dort der Beschäftigungsgrad lange nicht in dem Maße abgenommen habe, wie in den Großstädten und Industriezentren. Inzwischen ist diese Vermutung falsch. Mehrere Mitteilungen aus verschiedenen deutschen Landesteilen entnehmen wir, so schreibt Genosse Calwer der „Leipziger Volksztg.“, vielmehr, daß auch in solchen Orten, wo die Industrie und das Gewerbe nur dünn gefäßt ist, der Mangel an Arbeitsgelegenheit während des abgelaufenen Winters fast ebenso stark war wie in den Großstädten. Es werden uns Orte mit Zigarrenindustrie genannt, deren Bevölkerung einen sehr schlimmen Winter hinter sich hat. Einzelne Arbeitgeber schränkten ihre Zigarrenherstellung dermaßen ein, daß kaum oft die Hälfte der früher Beschäftigten noch zu arbeiten hatte. Dabei seien die Löhne dermaßen, daß der Wochenlohn eines Zigarrenarbeiters und seiner Weibchen zusammen oft noch nicht einmal 10 Mark erreichte. In Gegenden, wo Zementfabriken sind, waren die Arbeiter Wochen, ja Monate lang gänzlich ohne Arbeit. Ebenso erging es der Arbeiterklasse in Orten mit Porzellanfabriken. Die Armenunterstützungen waren daher in solchen Orten im vergangenen Winter besonders hoch. Beachtenswert ist dabei die Erscheinung, daß sich Arbeitgeber fanden, die, um über die Krise ohne Betriebsstillstellung hinwegzukommen, die einzelnen Arbeiter entließen und außer billige Ausländer importierten, um bei den gesunkenen Waarenpreisen die Konkurrenz noch weiter unterhalten und zugleich einen empfindlichen Schaden auszuüben zu können. So hat z. B. eine Porzellanfabrik trotz des schlechten Geschäftsganges 30 polnische Mädchen auf einmal nach Mitteldeutschland kommen lassen und unter Erpressung beträchtlicher Summen am Wohnort den Betrieb weitergeführt. Natürlich hat diese Methode zur Folge gehabt, daß die einheimischen Arbeiterinnen, deren jegliche Organisation fehlt, zu den nämlich niedrigen Löhnen wie die polnischen Mädchen arbeiten mußten, um überhaupt noch in Arbeit bleiben zu können. Eine weitere Folge der Krise auf dem Lande war die Zunahme der Baaranschulden, für die von den Arbeitern keine Bezahlung zu erlangen war. Zahlreiche kleine Geschäftleute, Handwerker und Kaufleute konnten ihre Kaufhände nicht einlösen und gerieten dadurch ihren Gläubigern gegenüber in große Verlegenheiten, die heute noch nicht überwunden sind. Selbst sind auf solche Verhältnisse die polnischen Kaufleute in kleineren Orten zurückzuführen. Seit Beginn des Jahres haben sich nun eine kleine Besserung des Geschäftsganges wieder eingestellt zu sein. Da und wo lange sie nicht gehalten wird, bleibt abzuwarten.

Keine Schuld? Der preussische Eisenbahnminister hat gesprochen — das Eisenbahnunglück von Schortan kann Niemandem, vor allem nicht der preussischen Bahnverwaltung zur Last gelegt werden. Es ist sozusagen ein elementares Ereignis, das uns Menschen wieder einmal lehrt, wie ohnmächtig wir sind gegen die dunklen elementaren Mächte. Alles ist geschehen, was geschehen konnte, um ein Unglück zu verhüten. Wenn es dennoch nicht gelingt, so müssen wir's in Ergebung tragen. Etwas anderer Ansicht ist die „Pöln. Zeitung“. Sie weist darauf hin, daß bei den diesjährigen Verhandlungen des Eisenbahn-Etats im preussischen Abgeordnetenhaus der Abg. Macco darauf hinwies, daß in dem neuen Etat eine Minderausgabe von 45000 Mark für die Prämien eingesetzt sei, die den Arbeitern und unteren Beamten für Entdeckung von Schäden an Material gegeben werden. Der Abgeordnete tabelte ferner, daß die Höhe der einzelnen Prämien viel zu gering sei, um die Beamten und Arbeiter zu einem der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechenden Eifer anzuregen. Die „Pöln. Ztg.“ meint dann, daß bei einer gründlichen Prüfung des Betriebsmaterials, wozu eine höhere Prämie angereizt hätte, der Schaden an der Rabe der Tenderachse vielleicht doch entdeckt worden und das Unglück verhütet worden wäre. — Der Herr Eisenbahnminister wird dagegen nichts Sichhaltiges sagen können, wie er ebenso wenig es wird rechtfertigen können, daß der Zug noch die veraltete Karpenbremsen führte. Diese Bremse wurde wertlos, als infolge des Zerreißens des Juges auch der Schlauch der Bremse zerriß — sie funktionierte nicht mehr und der Lauf der Wagen konnte nicht mehr gehemmt oder verlangsam werden. Hätte der Zug die moderne Westinghousebremse geführt, so wäre gerade infolge des Schlauchzerreißen die Bremse in Tätigkeit getreten und das Unglück wäre jedenfalls nicht so schlimm geworden. Es paßt schon so bald kein Eisenbahnunglück, an dem man nicht die segensreiche Wirkung des Thielenschen Sparsystems studieren könnte.

Die Toleranzschlacht, die am 10. März im Münchener Kindl-Keller zwischen Liberalen und Merkmalen ausfochten wurde, fand Mittwoch ein Nachspiel vor dem Amtsgericht in München. Wegen groben Unfugs und Werfen mit harten Gegenständen auf Menschen waren zwölf Herren aus den besseren Ständen angeklagt, nämlich ein Rechtsanwalt, ein adeliger Arzt und Millionär, Beamte, Schriftsteller, ein katholischer Geistlicher u. Sämtliche Herren gehören den bürgerlichen Parteien an. Während sich nun bisher die liberale Presse immer pharisäerhaft über die ultramontanen Maßstrugwerke entrüstet hatte, konnte in der Verhandlung, trotzdem ein riesiger Zeugenapparat aufgeboten war, nur einem einzigen Angeklagten die „Verwendung“ von Maßstrügen nachgewiesen werden. Und dieser einzige war ein Liberaler! Die Antisemiten hatten sich natürlich dieser und ähnlicher geistiger Waffen bedient; aber es konnte ihnen absolut nichts nachgewiesen werden. Die faulen Eier und Stinbomben kamen zweifellos von ihnen; doch die Werfer waren nicht zu ermitteln. Bei der Vernehmung der Zeugen und Angeklagten gab es köstliche Momente. So gestand ein Jungliberaler, er habe seine dreingeschlagen, weil er glaubte, „dadurch die Leute eher beruhigen“ zu können! Ein liberaler Rechtsanwalt gab an, er habe die Absicht gehabt, einen zu Boden geschlagenen Postbeamten noch auf die Brust zu knien. Der adelige Arzt war auf einen älteren, höheren Beamten eingedrungen mit den Worten: „Halten Sie die Presse, Sie gemeiner Kerl, sonst haare ich Ihnen eine runter!“ Die gebrauchlichsten Titulaturen waren: Pfaffenrecht, Judenrecht, Saupfaff, Saupress, schwarzer Kerl, Hundskerk, Strizzi. Der angeklagte Geistliche versicherte dem Gericht „bei seiner Priesterlehre“, daß er sich ganz ruhig verhalten habe. Durch ganz unbedachtigte Zengen, darunter den Refner einer katholischen Kirche, wurde aber bewiesen, daß er gebrüllt hatte, bis er völlig heiser war; erst dann wurde der Mann Gottes ruhig. Die Angeklagten fanden sehr milde Richter; 11 von ihnen wurden mangels ausreichender Beweise freigesprochen und der zwölfte, ein liberaler Jagdschreiber, der des Werfens mit einer Anzahl von Maßstrügen überführt wurde, erhielt — 30 Mark Geldstrafe!

Militärische und staatsanwaltschaftliche Hilfe für den Wuchertarif. Es wird dem „Vorw.“ geschrieben: Am 8. September verbreiteten einige Genossen aus Mühlenbeck in dem Dorfe Benjidenorf im Kreis Niederbarnim das bekannte „Die Bestenung des Hungers“ betitelt Flugblatt gegen die agrarischen Auswanderungspläne. Die Genossen haben diese Verbreitung in durchaus gesetzlich zulässiger Weise vorgenommen: sie verbreiteten die Flugblätter in den Zimmern der einzelnen Häuser und in Gassen. Die Schritte dieser durchaus gesetzlich zulässigen Art der Verbreitung strafrechtlich zu ahnden, scheiterten an der unbedingten Gesetzmäßigkeit durch das Gesetz, in der beschriebenen Weise Flugblätter zu verbreiten. Und dennoch ist in etwas kniffliger Weise Anklage erhoben. Es soll nämlich in Benjidenorf am 8. September das zweite Bataillon des Augusta-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 4 in Quartier gelegen haben. Daß einzelne Zimmer von Soldaten bewohnt waren — argumentiert ein Staatsanwalt — mußten die bösen Genossen aus den in den Zimmern liegenden Uniformstücken erkennen; also haben die Verbreiter die Absicht gehabt, das Flugblatt Soldaten in die Hände zu spielen und dasselbe unter ihren Kameraden zu verbreiten. Nun habe ein Korpsbefehl vom 28. Februar 1894 das Halten sozialdemokratischer Schriften sowie deren Verbreiten den Unteroffizieren und Mannschaften ausdrücklich verboten, deshalb sind die Genossen angeklagt, zu Benjidenorf am 8. September 1901 Personen des Soldatenstandes des deutschen Heeres angereizt zu haben, dem Befehle des Obern nicht Gehorsam zu leisten und dadurch § 112 des Strafgesetzbuches verletzt zu haben. § 112 des Strafgesetzbuches lautet vor:

Wer eine Person des Soldatenstandes anspornt oder anreizt, den Befehlen des Obern nicht Gehorsam zu leisten, wer insbesondere eine Person, welche zum Besatzungsstande gehört, anspornt oder anreizt, der Befehle nicht zu folgen, wird mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft.

Diese Gesetzesvorschrift bezieht sich demnach lediglich auf Anreizung zum Ungehorsam gegen bestimmte, einzelne Befehle, wie der Befehl, insbesondere nicht zu folgen. Sie bezieht sich aber nicht auf allgemeine mili-

tärische Vorschriften über das Verhalten der Soldaten. Der § 112 des Strafgesetzbuches würde also, auch wenn irgend ein anderes Tatbestandsmaterial des § 112 auf die unter Anklage gestellte That zuträfe, unanwendbar sein. Es würde sich demnach entscheiden, ob die Anklage ohne weiteres oder erst nach mündlicher Verhandlung vom Gericht zurückgewiesen wird. Träfe die Anklage zu, so hätte das Militär es in der Hand, die Verbreitung und den Verlauf jeglicher Attentate zu verhindern.

Kleine politische Nachrichten. Für den verstorbenen Ag. Friedel wollen die liberalen Parteien den Kommerzienrat Schüller, Vorstand der oberfränkischen Handelskammer als Reichstagskandidaten für Bayreuth aufstellen — Ausgewiesen wurden aus Preußen zwei überreichliche Staatsangehörige, die polnischen Opernsänger Tarnowski von der Lemberger Oper und Anton Kozmann zuletzt in Frankfurt a. M., welche in Posen konzertieren wollten. — Wie aus Berlin gemeldet wird, findet der Prozeß Sande am 26. Mai statt. — Vor der Strafkammer in Marburg wird der Stud. jur. Frhr. v. Dörnberg wegen Zweifelpasses zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Sein Ogeger, Graf von Hornborg, wird sich vor dem Kriegsgericht zu verantworten zu haben. Der Nachrichtenzug Zürich-München ist, wie die „Frankf. Zeitung“ meldet, kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof St. Gallen entgleist. Die Lokomotive wurde umgeworfen und zwei Personenzüge wurden getrennt. Fünf Personen trugen Verletzungen davon. Der Materialschaden ist bedeutend. — Der Widerstand der Finländer gegen die Russifizierung dauert ungeschwächt fort. Die „Svenska Telegrambyrå“ aus Helsingfors meldet, erschienen bei der Musterung in Finland bisher durchschnittlich nur 30 Prozent der Wehrpflichtigen. In 36 Gemeinden stellte sich niemand, in 6 verweigerte der Sekretär der Musterungskommission die Aufschreibung. — Nassim Pascha, zuletzt Chef des Infanterie-Departements, der wegen derselben Angelegenheit wie Suab Pascha verhaftet worden war, ist, wie aus Konstantinopel gemeldet wird, jetzt begeben und aus dem Heere ausgeschieden worden. — Ein Telegramm aus San Domingo meldet: Der Präsident Jimenez und die Minister verließen die fremden Gesandtschaften, wo sie Zuflucht gesucht hatten. Die Soldaten sind mit Bewunderung überfüllt. Der kranke „Cincinati“ ist in San Domingo angekommen. — Dem „Hamb. Correspondenz“ ist ein Port-Prince ein Telegramm zugegangen, demzufolge der jetzige Präsident von Haiti, Eusebio Simon Sam, sein Amt am Dienstag an den Kandidaten der Schwarzen Nationalpartei Max Mouplais übergeben wird.

Frankreich.

Eine Millionen-Schwindlerin. Frankreich hat eine neue „Affaire“, nachdem der Drehfussummel kaum erloschen ist. Diesmal handelt es sich um einen Erbschaftsschwindel, der sich um Millionen dreht. Die Frau des Rechtsanwaltes Humbert gab an, 100 Millionen Franks geerbt zu haben, und führte dieserhalb mit zwei Neffen des Erblassers, den Brüdern Crawford, wegen dieser Millionen-Erbschaft seit dem Jahre 1883 einen Prozeß. Unter Berufung auf die fingierte Erbschaft gelang es der Frau Humbert, ungeheure Summen zu entleihen. Im Ganzen hat sie 56 Millionen Franks entliehen, wovon 16 Millionen durch Aufnahmen neuer Leihen gefüllt sind. Die große Erbschaft sollte sich in einem Geldschrank befinden, der unter Sequester des Gerichts stand. Infolge einer Verhandlung, die auf Antrag eines Gläubigers stattfand, — der Mann forderte 130 000 Franks zurück — war nun gerichtlich beschlossen worden, die notarielle Inventarisierung des sequestrierten Schatzes vornehmen zu lassen. Das geschah denn auch. Als aber am Freitag der benutzte Geldschrank geöffnet wurde, der die 100 Millionen enthalten sollte, fanden sich darin nur Wertpapiere in Höhe von 20 000 Fr., wertlose Schmuckstücke und alte Zeitungen vor. Das Ehepaar Humbert hat die Flucht ergriffen und wurde bisher noch nicht gefunden. Ein Rechtsanwalt Parmentier, der in den Schwindel verwickelt zu sein scheint, wurde verhaftet. Waldeck-Rousseau nennt die „Affaire“ den „größten Betrug des Jahrhunderts“. Unschonend meint er damit das verflozene neunzehnte. Der royalistische „Soleil“ nennt die „Affaire“ ein zweiseites Panama, durch das mehrere republikanische Größen stark bloß gestellt wurden. Unter den Gläubigern befinden sich der Crédit Foncier, der Realitäten mit 1 1/4 Million belehnte, die Société Générale, Crédit Industriel, Banque de France, die aber bezahlt ist, mehrere belgische und nordfranzösische Häuser, und in Paris das Haus Bernard, dessen einer Chef kürzlich durch die Humberts zum Selbstmord getrieben wurde, ferner der Juwelier Dumoret, der Marquis Cazeaux, Graf Branicki und andere. Humbert war früher Deputierter; sein Vater ist Justizminister gewesen. Zu den Intimen des Hauses gehörte Peribier, welcher den Versailler Holaprozess als Appellhof-Präsident leitete. Außer Peribier haben die Nationalisten in Humberts Freundeskreise noch mehrere andere ihrer Vertreter gehabt, beispielsweise den Grafen Branicki, welchem das von Humbert zuletzt bewohnte Palais gehörte, das Humberts für ihr Eigentum ausgaben, obwohl sie es nie bezahlt hatten. Die Angelegenheit wird in der inneren Politik Frankreichs noch viel Staub aufwirbeln.

Transvaal.

Vom Kriegsschauplatz. Aus Lissabon wird der „Post. Ztg.“ gemeldet: Heute ist hier aus Südafrika die direkte Nachricht eingetroffen, daß der Friede in Südafrika bereits abgeschlossen sei. Die offizielle Kundmachung soll am 20. Mai erfolgen. Die offiziöse portugiesische Zeitung „Novidades“ beschäftigt die Friedensnachrichten. Sie behauptet sogar zu wissen, daß die Bestimmungen für die Buren ehrenvoll seien. Die Nachrichten aus portugiesischer Quelle sind indessen mit großer Vorsicht aufzunehmen.

Amerika.

Bryan erläßt eine Erklärung, wonach er eine Kandidatur zur Präsidentschaft bei den nächsten Wahlen 1904 unter keinen Umständen annehmen will.

19 New-Yorker Polizei-Kommissare wurden zur Disposition gestellt, weil eine angestellte Untersuchung ergab, daß sie ihre Stellungen nur durch Bestechung erlangt hatten. Einige haben nicht weniger als 100 000 Mark für ihren Posten bezahlt. — Da ist es kein Wunder, wenn die New-Yorker Polizei so korrupt und bestechlich ist.

Ein großer Streik der Kohlegrubenarbeiter von Scranton (Pennsylvania) dürfte am heutigen Montag ausbrechen, falls es nicht noch in letzter Stunde gelungen ist, eine Einigung zu erzielen.

Dem geehrten Publikum von Lübeck und Umgegend zeigen wir hierdurch ergebenst an, dass wir von jetzt ab die

Zwiebackfabrikation

mit aufgenommen haben.

Wir glauben auf Grund vielfacher Versuche durch unser besonderes Verfahren einen **Zwieback** zu fabriziren, welchen wir mit Recht als den

Zwieback der Zukunft

bezeichnen dürfen.

Der **Zwieback** ist in unseren sämtlichen Verkaufsstellen

**Breitestr. 13, Holstenstr. 4, Huxstr. 26,
Moislinger Allee (Ecke Nebenhofstr.), Cronsforder Allee (Colosseum.),
Dankwartsgrube 43, Peterstr. 1,**

Carl Schmachtel, Adlerstrasse,
Reinh. Grundmann, Warendorpstrasse,
Fr. Geist, Huxterthor-Allee,
C. Struss, Bleicherstrasse 2,
J. Stooss, Arnimstrasse 10c,
Hans Eichstädt, Mühlenstrasse,
J. Lau, Fackenburger Allee 86,

Heinr. J. Uter, Schwartauer Allee 31,
Piel, Friedenstrasse, Ecke Broilingstrasse,
A. H. C. Fick, Wakenitzstrasse,
Wilh. Wulf, Schulstrasse,
L. Grau, Marlistrassen 56,
Frau Friederici, Untertrave,
W. Pannhorst, Yorkstrasse 2.

täglich frisch in **Packeten à 10 Pfg.** zu haben, und bitten wir ergebenst, einen Versuch mit denselben zu machen.

Hochachtungsvoll

Dampfbäckerei „Hansa“ Lübeck.

J. C. D. Junge & Co.

Bei Einlieferung dieser Empfehlung in einer unserer Verkaufsstellen und gleichzeitigen Einkauf von mindestens 30 Pfg. Brot erhält jeder ein **Packet Zwieback zur Probe gratis.** Die Einlieferung dieser Empfehlung muss jedoch bis zum 17. d. Mts. geschehen.

Schnell und reell. Fünfhausen 28. Herrensohlen mit Fleck 1.90 Mk., Damensohlen mit Fleck 1.40 Mk. Bei 25 Mk. in Bond ein Paar Sohlen mit Flecken gratis.

Geschäfts-Gröfzung.

Mit dem heutigen Tage eröffne ich unter der Firma

Ernst Umlandt

Königstrasse 129, Ecke Mühlenstrasse

ein **Spezial-Geschäft in Weiss- und Holländischwaaren,
Trikotagen und Strumpfwaaren.**

Durch langjährige Thätigkeit in der Branche am hiesigen Platze bin ich in der Lage, sehr Vortheilhaftes darin zu bieten. Mein Unternehmen dem werthen Publikum bestens empfehlend, zeichne

hochachtungsvoll

Ernst Umlandt.

Prima Halbfleisch, Arbeitsschuhe, Segeltuchschuhe, sammtl. Kinder- u. Damen-Schuhe, Hüte, Mäntel, Regen- u. Gamasen, alle Arbeiter-Garderoben, Guaden-Jakete, Wäsche, Cravatten, Schürzen, Wollwaaren, Wol- und Sammgarne, diverse Manufaktur

ausgezeichnet billig und billig
Hnd. Kracht, Röhrenstr. 40.
NB. Sammtliche obigen Artikel auch zu haben bei Karl Wille, Schützenstr.

Fabrikarbeiterverband
Zahlstelle Schlutup.

Alle diejenigen, welche gewillt sind, den Kund- tag nach Freimarkt am 1. Juni mitzu- machen, werden ersucht, sich zur Zeit der Zeit- schrift der Arbeitervereine bis zu Beginn bei den Unterzeichneten zu melden. Nachmittags haben Beschl.

Holzarbeiter-Verband.

Mitglieder-Versammlung
am Dienstag den 13. Mai

Abends 8 Uhr

im Vereinshaus, Johannisstr. 50/52

Tages-Ordnung:

1. Berichterstattung vom Verbandstage in Mainz.
2. Tagesgeschäfte.
3. Verschiedenes.

Der zahlreiches Erscheinen ersucht

Die Lokalverwaltung.

Im vermittelten zum Juni
eine Eing. Fühlungsfrage 17
3 Zimmer u. Bad. Am Georgstr. 25, 1.

Drucksachen in Buch- u. Stein- druck (Lithogr.) werden gut und sehr billig angefertigt bei L. Schmidt, Buch- u. Stein- druckerei, Lübeck, Schüsselboden 4



Uhren reinigen . 1.50,
Federn einsehen . 1.50,
1 Jahr Garantie. ~~2~~
Uhrgläser 1. Qual. 0.30.
Aug. Böttner,
Uhrmacher,
Burgstr. 32.

Nur noch 2 Tage.
Tivoli-Lübeck.
Fritz Reuter-Theater.
Dienstag den 13. Mai:
Auf vielseitigen Wunsch.
Bräsig's Abenteuer in Berlin.
Poste in 4 Akten u. 1 Vorspiel von H. Haase.
Vorverkauf bei: **J. H. Lenschow,**
Gr. Burgstr. 7 und **F. W. Kaibel,**
Rustfahrendhandlung, Breitestr. 35.

Verantwortlicher Redakteur für den gesamten Inhalt der Zeitung mit Ausnahme der Rubrik „Lübeck und Umgegend“, sowie der mit J. St. bezeichneten Artikel und Notizen: Otto Friedrich. Verantwortlicher Redakteur für die Rubrik „Lübeck und Umgegend“ sowie die mit J. St. bezeichneten Artikel und Notizen: Johannes Stellung. — Verleger: Theodor Schwarz. Druck von Friedr. Meyer & Co. — Druckort: Lübeck.

Alt-Heidelberg.

Durch und durch verfaulend ist die höhere bürgerliche Gesellschaft nicht nur in sozialethischem, sondern auch in physischem Sinn, wenn anders der Marquis sachlich be-rechtigt ist, der jüngst von Heidelberg aus in der „Frankfurter Zig.“ ausgestoßen worden ist. Dort wurde festgestellt, daß die Verbreitung der geschlechtlichen Er-krankungen unter der akademischen Jugend eine ganz erhebliche sei. Es gebe hierüber zwar keine Statistik, meint der Verfasser der Korrespondenz, der Prozentzahl der syphilitischen Erkrankungen werde aber an einer der größten deutschen Universitäten schätzungsweise auf 60 angegeben. Also 60 von 100 deutschen Studenten sollen geschlechtlich krank sein. Obgleich die Zuchtschrift behauptet, daß die Verhältnisse in Heidel-berg „nicht ganz so schlimm“ sind, hat sich doch der akade-mische Kassenverein zu Heidelberg sogar veranlaßt gesehen, zu Beginn des Sommersemesters einen gedruckten Aufruf zu verbreiten, in dem namhafte Professoren der Hygiene als Ärzte und als akademische Lehrer an die studierende Jugend appellieren, um sie vor den großen Gefahren zu warnen, welche geschlechtliche Ausschweifungen nach sich ziehen.

Der Aufruf ist von den besten Namen der Professoren fast aller deutschen Universitäten unterzeichnet, so daß man wohl annehmen darf, daß die Verfaulung der akademischen Jugend eine allgemeine Erscheinung ist. Und es sind be-zeichnenderweise nicht die Theologen, nicht die Sittlichkeits- apostel der Prüderie, die ihre Namen zu dem Aufruf her-gegeben haben, sondern Männer der „materialistischen“ Naturwissenschaft, Mediziner und Pathologen, die in der erschreckenden Verfaulung der akademischen Jugend eine schwere soziale Gefahr erblicken.

Wir können an dieser Stelle davon absehen, diese Er-scheinung in alle ihre gesellschaftlichen Wurzeln zurückzuver-folgen und dabei zum so und so vielen Mal auf die inneren Zusammenhänge zwischen Prostitution und Elend einerseits und zwischen den gesellschaftlichen Vorurteilen andererseits hinzuweisen. Wir versagen es uns auch gerne, auf die männlichen Opfer der Lustsuche noch besonders einen Stein zu werfen; sie sind, rein gesellschaftlich betrachtet, ebenso Opfer der innerlich unwahren und unhaltbaren Zustände, in denen sie leben, wie die Prostituierten aller Grade. Es ge-nügt, hier darauf hinzuweisen, daß die Prostitution die einzige Form ist, in der die oberen Zehntausend noch einen intimen Zu-sammenhang mit den niederen Schichten aufrecht erhalten, und eine moralisierende Be-trachtungsweise mag es vielleicht recht und billig finden, daß dieses auf gegenseitigen Betrug und Nichtachtung gegründete Verhältnis sich an beiden Theilen gleich sichtbar rächt. Die Prostitution verkauft als Lumpenproletariat; die oberen Zehntausend verfaulen an der Begleitererscheinung der Prostitution, an der Syphilis.

Es genügt, die Thatsache zu konstatieren, daß gerade die-jenige Bevölkerungsschicht, die hernach im Staat als die eigentlich regierende Klasse fungiert, die die Fun-ktionen des Klassenstaates als Richter, als Verwaltungs-beamte, als Prediger ausüben, daß also die amtlichen Organe des Klassenstaates zu einem großen Prozentjah in einer körperlichen Verfassung sich befinden, die den durchschnittlichen Menschen — und Uebermenschen sind die Herrchen doch, weiß Gott, nicht! — zur normalen Aus-übung irgend welcher Beschäftigung, insbesondere eines ver-antwortlichen Amtes, untauglich machen.

So manche Erscheinungen des modernen Klassenstaates, die in diesem allein nur allgemein begründet werden können, finden damit ihre reifliche Erklärung. Kannibalische Urtheils-prücker, von Richtern gefällt, die nachher in der Nacht des Wahnsinns endigen, gefährliche Brutalitäten der Behörden

gegen die Arbeiterklasse bekommen damit auch eine ergänzende menschliche Erklärung. Diese Herren kennen das Volk nur von ihren „Verhältnissen“, und sehen in den unteren Schichten gerne eine Klasse von Parasiten. Dazu kommt die physische Verfaulung, die zu brutalen Ausschreitungen, ja zur Unzurechnungsfähigkeit geradezu disponiert.

Die Poesie und Romantik des akademischen Lebens ist längst zum Teufel gegangen. Im Soff und im Dirnen-leben macht der Student von heute seine „sozialen Studien“, um als Invalide des Alkohols und der Rächerin Dues der „Kanaille“ Recht zu sprechen und sie mit Zwangs-maßregeln zu „regieren“. Die Syphilis ist ein beachtens-werther sozialer Faktor geworden, und ihre Folgen machen sich mittelbar im öffentlichen Leben bemerkbar. Unsere herrschenden Klassen sind total verfaulen, und deren voll-ziehende Organe, die akademische Jugend, die Stützen der Gesellschaft, sind vermorst. „Alt-Heidelberg, du

Soziales und Partelleben.

Streiks und Lohnbewegungen. In der Waggon-fabrik in Bauzen sind Differenzen mit den Schmiedeln ausgebrochen. Die Direktion will die Stundenlöhne um 2 Pf. kürzen. Dabei sind die Löhne schon niedrig genug: Vier Schürmeister erhalten 34, vier 32 und die übrigen gar nur 30 Pf., andere Gesellen bloß 22 bis 24 Pf. Trotz zweimaliger Unterhandlung ist bisher kein Resultat erzielt worden.

Der Verband der Tapezierer und verwandten Berufsge-nossen hatte im Jahre 1901 bei einer Mitgliederzahl von 4500 eine Gesamteinnahme von 44 036,61 Mk. Die Ausgaben betragen 20 994,82 Mk. ohne die örtlichen Ausgaben der Filialen und die für die Gau-Agitation auf-gebrauchten Mittel. Für Streikunterstützung wurden 4893,87 Mk., für Reiseunterstützung 3923,50 Mk., für das Verbandsorgan 4815,22 Mk. ausgegeben.

Die Geschäftsergebnisse von 40 Ortskranken-kassen pro 1900, darunter die größten Deutschlands, ver-öffentlicht in einer Zusammenstellung die Ortskrankenkasse für Metallarbeiter zu Düsseldorf. Der Durchschnittsah der Einnahmen und Ausgaben dieser 40 Kassen vertheilt sich auf die einzelnen Posten wie folgt: pro Kopf des Mitgliedes entfallen an Beiträgen 24,75 Mk., an Ausgaben für Krankengeld 10,68 Mk., ärztliche Behandlung 3,83 Mk., Arznei und Heilmittel 3,23 Mk., Verpflegungskosten für Krankenhäuser 3,34 Mk., Sterbegeld 0,75 Mk., Verwal-tungskosten, persönliche 1,61 Mk., Verwaltungskosten, säch-liche 0,44 Mk.

Ein Volkshaus hat nun auch Charlottenburg, und zwar ist es dazu infolge der Thatsache, daß die Ange-hörigen der sozialdemokratischen Partei und die Mitglieder der Gewerkschaften infolge der Saalabtreibungen nicht in der Lage sind, ihre Versammlungen regelmäßig in bestimmten Lokalen abzuhalten, gekommen. Zur Eröffnung des Volks-hauses waren von den Mitgliedern der städtischen Behörden Charlottenburgs, außer den sozialdemokratischen Stadtver-ordneten, anwesend: Stadtrath Dr. Jaström, sowie zwei liberale Stadtverordnete, ferner hatten sich die Reichstags-abgeordneten Jubel und Pfannkuch, die Rechtsanwälte Karl und Theodor Liebkecht, Dr. L. Arons und Baumeister Scharke-Berlin, der mit seinem Theilhaber, dem Architekten Kurt Berndt, das Volkshaus erbaut hatte, eingefunden. Stadtv. Hirsch gab in seiner Begrüßungsansprache einen Ueberblick über die Entstehung des Hauses und über die Einrichtung des Volkshauses. An der Straßenseite liegt ein Wohngebäude, dessen erste Etage die Allgemeine Orts-krankenkasse auf zehn Jahre gemiethet hat; die übrigen Räume des Vorderhauses und Seitenhauses sind zu Woh-nungen von 2-4 Zimmern eingerichtet. Im Hofe sind die Restaurations- und Versammlungslokale in einem besonderen großen Gebäude belegen. Im Parterre befindet sich ein

Saal, der ca. 600 Personen faßt, während der große Saal im Obergeschoß 1200 Personen aufnehmen im Stande ist. Die schönen Räume fanden bei dem Rundgang, den die Teilnehmer an der Feier unternahmen, allgemeine Aner-kennung. Außer den Versammlungssälen sind eine Reihe von Vereinszimmern vorhanden.

4. Generalversammlung des deutschen Holz-arbeiter-Verbandes. Mittwoch wurde die Debatte über die Presse fortgesetzt. Sie bildete einen der Hauptpunkte in den Verhandlungen des Verbandstages. Es wurde u. a. ausgeführt, daß der Redakteur der „Holzarbeiter-Zeitung“, Köste, für die Veröffentlichung seines Artikels über den Generalstreik der Glasarbeiter großen Dank verdiene, nicht allein von den Holzarbeitern, sondern von der gesammten Arbeitererschaft Deutschlands. Es sei bedauerlich, daß keiner der großen Geister der Arbeiterbewegung das erlösende Wort gesprochen, trotzdem die haltlose Situation des General-streiks von allen erkannt worden sei. Köste sei hier bahnbrechend vorgegangen und deshalb werde das Aufsehen ge-macht. Der Antrag Dresden, dem Redakteur wegen Ver-öffentlichung des Artikels zum Generalstreik der Glasarbeiter ein Mißtrauensvotum auszudrücken, wurde schließlich mit 69 gegen 13 Stimmen abgelehnt. Insuperate dürfen in Zukunft nur mit Zustimmung der Lokalverwaltung veröffentlicht werden, sofern es sich dabei um Arbeitergesuche handle. Die Sterbetafel wird in Zukunft vom Verbands-vorstand zusammengestellt und unter den Bekanntmachungen des Vorstandes kostenfrei veröffentlicht. Der Antrag Berlin, die Zeitung von Hamburg nach Berlin zu verlegen, wurde mit 62 gegen 22 Stimmen in namentlicher Abstimmung ab-gelehnt, in gleicher Weise mit 52 gegen 32 Stimmen ein Eventualantrag Besler-Hannover, die Zeitung nach Stutt-gart als dem Sitz des Verbandsvorstandes zu verlegen. Es bleibt also bei dem gegenwärtigen Zustande. Es wurde hierauf in die Generaldebatte über Arbeitslosen-versicherung und Statutenänderung eingetreten. Der Vorsitzende des Verbandes, Kloss-Stuttgart, plädierte in längeren, ausgezeichneten Ausführungen für die Einführung der Arbeitslosenunterstützung. Der Charakter einer Kampfsorganisation ginge dadurch keineswegs verloren. — In der Donnerstagssitzung wurde zunächst durch Ab-stimmung festgestellt, daß der Verbandstag mit dem Bureau der Meinung ist, daß über die Frage, ob angesichts der knappen Majorität der Urabstimmung für die Einführung der Arbeitslosenunterstützung diese letztere überhaupt einge-führt werden solle oder nicht, keine Verhandlung mehr stattzufinden habe. Die Thatsache der beschlossenen Ein-führung liege zweifellos vor. Dagegen könne man aber immerhin über die andere damit verbundene Frage, ob die Erhöhung des Verbandsbeitrags auf 35 oder 40 Pfennig pro Woche stattfinden solle, noch diskutieren, obwohl das Bureau auch hier der Meinung war, daß durch die Urab-stimmung diese Frage zu Gunsten des 35 Pf.-Beitrags bereits entschieden sei. Von den Diskussionsrednern sind denn auch die meisten gegen 40 Pf., manche halten sogar 35 Pf. noch für zu viel, weil sie von jeder Beitrags-erhöhung einen erneuten Rückgang der Mitgliederzahl be-fürchten. Von den Gegnern der Arbeitslosenunterstützung wurden zum Belege dafür, daß der Verband ganz un-verhältnismäßig mehr Geld ausgeben müßte, als die aufge-stellten Vorausberechnungen besagen, die diesbezüglichen Ziffern des Metallarbeiterverbandes vorgeführt. Dort habe man im zweiten Jahre sehr bedeutend mehr dafür aufwenden müssen als im ersten. Von Vorstandesseite wurde durch einen eben eingelaufenen Brief vom Kassirer des Metallarbeiter-verbands die richtige Verhältniszahl für diesen Unter-stützungszweig festgestellt und auf Grund desselben eine noch günstigere Prozentziffer herausgerechnet, als dies in der ersten Kalkulation geschah. Auch die Nothwendigkeit der weiteren Anstellung besoldeter Gauvorsteher wurde konstatiert. Köste führte aus, daß die Gegner der Arbeitslosenunter-stützung davon überzeugt sein dürfen, daß durch ihre Ein-

Mutterohn.

Roman von Arthur Zapp.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Gedanke durchzuckte ihn, der Mutter alles zu sagen, seiner schwer gepreßten Brust Luft zu machen, ihr, der allezeit zur Nachsicht und Verzeihung Vereiten anzuvertrauen, was ihn bedrückte. Aber als er sich nun aufrichtete und in ihr angst-verzerrtes Gesicht sah, das in hanger Spannung an seinen Lippen hing, da sank ihm der Muth. Nein, nein, er konnte es seiner Mutter nicht sagen, das Furchtbare, Entsetzliche. Es würde die Ahnungslose zerstückeln, tödten. Und so zwang er das Gesicht, das ihm auf die Lippen treten wollte, wieder hinab und henschelte eine unbefangene Miene.

„Nichts, nichts ist, Mutter,“ sagte er, „es ist nur, weil ich so über alles nachdachte. Und da kam mir der Gedanke, ob es doch nicht am Ende unrecht von mir gewesen, zuzu-lassen, daß Ihr . . . Du und Vater, meinethwegen so viele Opfer gebracht habt. Und ich weiß nicht, ob ich's Euch mal werde vergelten können. Vielleicht . . . vielleicht wär's doch besser gewesen, wenn Ihr mich nicht hättet studieren lassen, wenn ich ein einfacher Mensch geblieben wär', so wie Karl. Vielleicht wär' das auch für mich besser gewesen, und ich wäre ein glücklicherer Mensch geworden, als ich heute bin, und wir alle wären glücklicher, Mutter!“

„Ja, warum nicht gar,“ sagte sie, und ihr Gesicht erhellte sich mit einemmal, und sie lächelte glücklich zu ihm auf, „und wenn's noch mal so viel gekostet hätte! Mir wär's nicht leid, nicht eine Minute! Auch Vater reut's nicht, wahrhaftig nicht. Hast Du's gehört, was er vorhin zu mir gesagt hat? Er ist ja stolz auf Dich, so stolz! Nein, nein! Nun lege Dich nur hin und schlafe Dich nur aus! Es sind a nur die aufgeregten Nerven bei Dir. Du hast zu viel studirt. So so! Nun geh in's Bett, mein lieber, mein guter, stolzener Junge!“

Sie half ihm den Rock und die Weste ausziehen. Dann ging sie hinaus. Aber ein Viertelsündchen später hörte Otto sie leise auf den Zehen in sein Zimmer zurückzuschleichen. Er hatte schon die Lampe ausgelöscht und lag im Bett und stellte sich schlafend, als sie sich nun leuchtend über ihn beugte.

Am andern Tage in der Mittagsstunde . . . die kleine Familie hatte sich eben zu ihrer einfachen Mahlzeit niederge-setzt . . . erschien Helene ganz unvermuthet. Sie war ganz außer Athem, ihr Gesicht war blaß, ihre Miene ver-schört. Otto durchfuhr ein eisiger Schreck. Eine beklemmende Ahnung stieg in ihm auf.

„Ist was passiert? Ist Frischchen krank?“ fragte die Mutter theilnahmenvoll. Die Gefragte schüttelte mit dem Kopfe und brach in Thränen aus. Aber es war nur ein augenblickliches, kampfhaftes Aufschluchzen, in dem sich die stundenlang verhaltene Aufregung Luft machte. Sie brachte nur ein paar Sekunden, um sich wieder zu fassen.

„Karl ist seit halb neun Uhr fort und ist noch nicht zurück,“ berichtete sie. „Statt seiner erschienen vorhin zwei Kriminalbeamte bei mir und durchsuchten unsere ganze Woh-nung.“

Der alte Köster fuhr in die Höhe. „Durchsuchten eure Wohnung . . .?“ wiederholten seine Lippen. Der große starke Mann zitterte am ganzen Körper, seine Augen öffneten sich weit und starrten in fassunglosem Schreck auf Helene. „Ja, was . . . hat denn das zu be-deuten?“

„Es kann doch nur wegen der Geschichte sein, in der er als Zeuge vorgeladen ist,“ erwiderte Helene, sich die letzte Spur ihrer Thränen aus den Augen wischend, und sah bleich, aber gefaßt zu dem Vater hinüber. „Ich begreife nicht, wie sie auf diesen wahnwitzigen Gedanken kommen, daß Karl . . .“ sie schauderte und schlug ihre Hände vor das Gesicht und stöhnte aus tiefster Brust.

„Du meinst doch nicht . . .?“ stammelte der Alte. „Daß sie ihn für den Dieb halten,“ ergänzte Helene, ihre Hände vom Gesicht sinken lassend. „Freilich muß ich das denken, denn warum sonst die Hausdurchsuchung und warum . . . er müßte doch längst zurück sein.“

Sie ließ sich in den ihr zunächst stehenden Stuhl sinken, stemmte die Ellbogen auf den Tisch und stützte ihren Kopf in beide Hände.

Frau Köster hatte sich bisher, in stummem Erschrecken ihre Hände ringend, schweigend verhalten. Jetzt wandte sie sich an Otto. „Was meinst Du denn, Ottochen?“

Wie gelähmt hatte Otto dagehessen, während heiße Fieberhauer seinen Körper durchzuckten. Jetzt fuhr er auf und griff nach seinem Hut.

„Ich will hin . . . zur Polizei!“ stieß er kurz mit heiserer Stimme hervor, während er seine Blicke starr auf den Fußboden heftete, als ob sie sich schentten, denen der andern zu begegnen.

Helene erhob sogleich ihr Gesicht. „Ich danke Dir, Otto,“ sagte sie herzlich. — „Du erweist mir und Karl einen großen Gefallen. Ich warte hier, bis Du zurück bist.“ Er nickte nur kurz und stürzte davon. In einem Zu-stand dumpfer Betäubung, ohne zu einem klaren Gedanken, zu einem bestimmten Entschluß zu kommen, legte er den weiten Weg bis zum Polizeipräsidium zurück.

Es war ein vergeblicher Gang. Der Kommissar, der die Sache bearbeitete, war nicht mehr anwesend. Ottos Bitte, mit dem Inhaftirten sprechen zu dürfen, wurde nicht bewilligt. Am Nachmittag wurde Karl nach Moabit in das Untersuchungsgefängniß übergeführt und die Angelegenheit dem Untersuchungsrichter übergeben werden. An den möge er sich wenden.

Mit diesem Bescheid wurde Otto abgefertigt, und ihm blieb nichts übrig, als sich auf den Rückweg zu machen. Seine Schritte wurden diesmal kleiner als auf dem Hinweg. Wie sollte er vor Helene hinstreten? Was sollte er ih-

Führung der Durchmarsch zahlreicher Kollegen durch den Verband zum Theil aufgehalten werden wird. In der Urabstimmung betreffs der Beitragshöhe sei nicht mehr zu rütteln. Der Satz von 35 Pfg. habe einmal die Majorität. Bezüglich der Meißener sei bedauerlicherweise allerdings ein Unterschied zwischen Theorie und Praxis zu konstatieren. Man müsse aber sagen, daß eine gewisse Festigkeit der Organisation hier von Nutzen sei. In einer Reihe von Städten habe sich dies gelegentlich der letzten Feier gezeigt. Wo die nötige Energie vorhanden war, konnte auch die Arbeitsruhe durchgeführt werden. Es sei Thatsache, daß durch das erste offizielle Abwinken die ganze Meißener geradezu verpöndelt worden sei! Die Debatte wird Mittags abgebrochen und auf Freitag vertagt, da Nachmittags eine Rheinfahrt stattfand.

Ein Streik mit hoher polizeilicher Erlaubniß. Der Streik der Dachdecker in Hildesheim dauert noch fort. Die Meister verhalten sich ablehnend. Von den 37 bisher am Orte beschäftigten Gehülften sind 32 organisiert. 4 Gehülften arbeiten noch. Ganz unnötiger Weise hatten die Dachbedergehülften ihre Absicht, in den Ausstand zu treten, bei der Polizei angemeldet. Daraufhin erhielt der Vorsitzende folgende Antwort:

„Ich erlaube Ihnen, daß Sie und Ihre Kollegen zwar das Recht zur Einstellung Ihrer Arbeit haben, daß Ihnen aber in keiner Weise das Recht, Andere vom Arbeiten abzuhalten, zusteht. Ich werde alle Arbeitstätigen in ihrem natürlichen Recht auf Arbeit schützen und ersuche Sie, Ihre freundschaftlichen Kollegen von allen Streikmaßnahmen abzuhalten. Namentlich ist auch das Ausstellen von Streikposten verboten.“

Die Polizei irt natürlich, wenn sie den Streikenden eröffnet, daß ihnen kein Recht zusteht, Andere vom Arbeiten abzuhalten. Dieses Recht steht ihnen zu; nur dürfen sie dabei weder körperlichen Zwang, noch Drohung, noch Ehrverletzung, noch Berufserklärung anwenden. Wenn sie Arbeitswillige gütlich zu überreden suchen, nicht zu arbeiten, so ist das ihr gutes Recht, das ihnen kein Polizeibeamter fälschlich machen kann. Die Polizei irt ferner, wenn sie schreibt: „Namentlich ist auch das Ausstellen von Streikposten verboten.“ Seit wann denn? Ja, wenn die Zucht-hausvorlage Gesetz geworden wäre, dann wäre das Ausstellen von Streikposten verboten; so aber nicht.

Der Arbeiter-Bildungsverein „Eintracht“ in Zürich ist einer der ältesten Arbeitervereine überhaupt, feierte er doch im Vorjahre sein 60. Stiftungsfest. Weit über den Ortsbezirk Zürich hinaus hat er Bedeutung für die Arbeitererschaft gewonnen. Er ist gewissermaßen eine internationale Organisation, und so hat der Bericht über seine Thätigkeit im Jahre 1901 auch eine internationale Bedeutung. Von den im Verein verkehrenden Mitgliedern waren 754 aus Deutschland, 121 Oesterreicher, 88 Schweizer, einige Dänen, Italiener, Russen, Schweden, Belgier. Den Berufen nach waren es 156 Tischler, 100 Schuhmacher, 80 Schneider und 68 Schlosser, der Rest vertheilt sich auf die übrigen 104 Berufsweige. Am Jahresabschluss zählte der Verein 700 Mitglieder. Der Verein umfaßt folgende Sektionen: Sängler, Turner und dramatischer Klub. Neben einer Krankenkasse besteht unter den Mitgliedern auch eine Speisegesellschaft. Der Bericht konstatirt, daß infolge der andauernden Krisis der Umfang der Speisegesellschaft stark zurückgegangen ist, gegenüber circa 200 Abonnenten in den früheren Jahren wies das letzte Jahr nur ca. 100 auf. An Unterstützungen (Essen für durchziehende Genossen) wurden 870 Franken ausgegeben. Klage der Verein, dessen höchste Aufgabe es ist, seine Mitglieder zu überzeugungstreuen Sozialdemokraten heranzubilden, auch in der Zukunft gedeihen und manchem vaterlandslosen Gesellen ein fremdliches Heim bereiten!

Aus Nah und Fern.

Kleine Chronik. Nach einer Zeitungsmeldung stieß Donnerstag Nacht auf dem Bahnhof Dittersbach in Schlesien ein rangirender Güterzug auf einen anderen Güterzug, wobei ein Rangierer ums Leben kam. Zwei Wagen sind zertrümmert und eine Maschine beschädigt. Der Besetzer ist nicht geflohen. — Niedergebrennt ist Donnerstag Nacht in Effen a. d. Ruhr die Gasmassfabrik von Keiswintel. Der Besitzer der Fabrik und ein Diermachder erlitten bei Rettungsversuchen schwere Brandwunden, denen der erstere am Freitag erliegen ist. — Auf der Feste „Germania“ bei Dortmund verunglückten beim Abbruch alter Kaskaden zwei Mann; einer war sofort todt. — Der amerikanische Dichter Leconte Jordan, dessen „Meridi“ den größten ameri-

kanischen Theatererfolg des letzten Jahrzehnts gehabt hatte, wurde, wie aus New York geteilt wird, in seinem Bibliothekszimmer von seinem jüngeren Bruder Malcolm erschossen. Der Brudermörder jagte sich selbst, als Leconte's Gattin in das Zimmer trat, eine Kugel in die Schläfe und stürzte vor den Augen der unglücklichen Frau todt zu Boden. Das Motiv der schrecklichen That ist bisher noch unbekannt.

Ein Rekrutenschinder. Aus Chemnitz wird berichtet: Der Selbstmord eines Soldaten, des Pioniers Stemmler aus Eibenstock, veranlaßte die Behörde zu einer eingehenden Untersuchung, die die Anklageerhebung gegen den Unteroffizier Veyer, 1879 geboren, gegenwärtig beim Pionier-Regiment Nr. 22 in Riesa, zur Folge hatte. Ihm wurde zur Last gelegt, sich die Befehls- und Strafbefugniß eigenmächtig angeeignet zu haben, indem er Abends nach dem befohlenen Dienst noch 1 bis 2 Stunden Griffe üben ließ. Die anderen Straftaten betreffen Beleidigungen, mit denen er seine Leute belegte. Zu Stemmler sagte er: „Hund, ich ersehe Dich.“ Gienber, vollgefressener Hund, fettes Aas, elendes Aas, Andere nannte er Kaffer, Mistbauer, Kothher, rothhaariges Aas, und andere nicht wiederzugebende Bezeichnungen warf er den Rekruten an den Kopf. Wenn Abends lange Zeit Griffe geübt wurden, mußten seine Leute am anderen Morgen doch mit gepugten Dienstgegenständen antreten und infolgedessen früher aufstehen; einmal weckte sie Veyer schon Nachts um 2 Uhr. Ein Rekrut mußte sich mit der Front an einen Schrank stellen, daß seine Füße unter denselben kamen, bis der Mann umfiel; die Korporalschaft ließ er warmes Essen fassen, sie aber nicht eher essen, als bis das Essen kalt war. Dem Stemmler verbot er das Essen so lange, bis er „Klimmzüge“ machen könne. Auch mußte er in der Kniebeuge verharren, bis ihm die Kräfte schwanden und, mit dem Mantel angethan, am geheizten Ofen zwei Stunden lang Stiefeln einschmieren. Außerdem wurde Stemmler von dem jugendlichen Rekrutenbildner in und außer dem Dienst geprügelt, mit dem Fuße gestoßen, an der Nase gezogen, an die Mannschafstürme geworfen, mit der Mütze ins Gesicht geschlagen und vor die Brust gestoßen. Auch andere Rekruten wurden auf diese Weise mißhandelt, auch mit dem Leibriemen über die Schulter geschlagen, das Brustfleisch zusammengekniffen und geschüttelt. Zunächst gab B. nur wenige ihm zur Last gelegte Straftaten zu, besonders aber will er den Stemmler nicht in der Weise mißhandelt haben, als die Anklage annimmt. Dieser hat sich jedoch schon in einem Briefe vom 3. November an seine Braut über die schlechte Behandlung beklagt und Selbstmordgedanken geäußert. Er hat aber darin, nichts davon in Antwortbriefe zu erwähnen, sonst ginge es ihm dann noch schlechter. Am 8. Januar verließ Stemmler von der Truppe; später wurde er als Leiche aus der Elbe gezogen. Seine Braut ist davon überzeugt, daß ihn die Schinderei des Angeklagten in den Tod getrieben hat. Zehn Soldaten, meist selbst von B. geschuhriegelte Rekruten, wurden nebst der Braut des Stemmler als Zeugen vernommen und bestätigten die Anklage im vollen Umfange. Veyer konnte zu seiner Vertheidigung nur anführen, er habe gute Erfolge zeitigen und sich nicht als „Schlappen“ Unteroffizier betrachten lassen wollen. Der Vertreter der Anklage beantragte die Verurteilung des Angeklagten. Es sei ein Ausnahmefall, den das Gericht abzumitteln habe; außer einer empfindlichen Freiheitsstrafe bitte er auch auf Degradation zu erkennen. Das Urtheil lautet auf 1 Jahr 6 Monate Gefängniß und Degradation. Es hatte in der systematischen Schinderei, die dem Angeklagten zur zweiten Natur geworden sei, eine einseitige Handlung erblickt. Strafverschärfend sei der Umstand ins Gewicht gefallen, daß B. indirekt an dem von Stemmler gesuchten und gefandenen Tode schuld sei.

Vom Wetter. Nachrichten von schweren Frostschäden laufen aus allen Theilen der bayerischen Pfalz ein. In vielen Orten ist die so anspruchsvolle Wein- und Obstterate vernichtet worden. Ähnliches wird auch aus der Schweiz und Tirol berichtet. In Frankreich hat es in den letzten Tagen im ganzen Lande geschneit und meist auch gefroren. In der Normandie klagt man über die Zerstörung ungefähr der ganzen Apfelernte. Die Weinberge im Süden scheinen weniger gelitten zu haben, weil die Reben in der Entwicklung zurückgeblieben waren. In London sank ebenfalls das Thermometer fast bis zum Gefrierpunkt und in Dover war Eisbildung zu verzeichnen. Aus Kent, Leicestershire, Derbyshire, Cheshire und Westmoreland sind heftige Schneefälle gemeldet worden. Man befürchtet, daß

das Obst und das Getreide stark gelitten haben. In ganz Spanien ist starker Schneefall eingetreten. Miranda, Leon, Burgos, Pamplona, Avila, Soria, Ternel liegen unter Schnee. In Madrid wehte ein eifriger Wind. Vom Mittelmeergebiet wurden Donnerstag neue Erdbeben gemeldet.

Kinderlied. Bei den Reichstagsverhandlungen über die Kinderarbeit wurde konstatiert, daß in der Sonnberger Spielwaren-Industrie um die Weihnachtzeit kleine Kinder bis 3 und 4 Uhr Nachts beschäftigt werden. Diese empörende Schenkschicht mußte der sachsen-meinigen Minister selbst bestätigen. Der Vorfall veranlaßt nun die Münchener „Jugend“ zu folgendem Gedicht:

Der Morgen grant. Ein fahler Schein
Steht sich in's dumpfe Kämmerlein,
Als läßt er ein menschlich Erbarmen.
Da sitzt bei der Lampe, die Augen roth,
Auf den hohlen Wangen den blaffen Tod,
Das häßliche Kind des Armeu.

Es hat gewacht die ganze Nacht,
Spiesbaden den Riadern der Reichen gemacht.
O Gott! Wie schön ist's auf Erden!
Und zitternd umspannt die magere Hand
Den hantelmalten Flittertand,
Die Puppe muß fertig werden.

Die schöne Puppe, sie muß zur Stadt,
Wo jedes Kind seine Puppe hat
Und Zeit, mit ihr zu spielen
Und hat' ich doch eine Puppe sein!
Da ging ich spazieren im Sonnenschein
Und schloß des Nachts im Kühlen!

Im Irrenhaus zu Tode gefoltert. Dieser Tage hatten sich in Kraau vier Aufseher der psychiatrischen Abtheilung des Allgemeinen Krankenhauses zu verantworten, die einen Wahnsinnigen so mißhandelt hatten, daß er an den Mißhandlungen zu Grunde ging. Im Februar dieses Jahres wurde der Geisteskranke Johann Krauszil aus Wlitzka auf die Irren-Abtheilung gebracht. Er litt an epileptischen Anfällen und an Geistesverwirrung. Als man ihm die Haare schneiden wollte, wurde er unruhig, begann sich in Zuckungen hin und her zu winden und schlug um sich. Er wurde in die Dunkelzelle gebracht, mußte die ganze Nacht dort bleiben und wurde dadurch nicht beruhigt. Als er dann Morgens in die Ordination gebracht wurde, konstatierten die Aerzte leichte Verletzungen an ihm. Er kam hierauf wieder in die Dunkelzelle. Am nächsten Morgen besuchten ihn die Doktoren Korczynski und Sendzielowski in der Zelle. Er fiel zu Boden, wurde wild, und als sich die Aerzte entfernten, schlug er mit einem Gegenstand wider die Thür. Die Aufseher Pitala, Dziuba, Korcala und Markowski unternahmen es, ihn zur Ruhe zu bringen. Zwei von ihnen drangen, hinter einem Strohsack versteckt, in die Zelle ein, der Kranke benutzte jedoch die Gelegenheit, um auf den Gang zu entfliehen. Da stürzten sich die Aufseher auf ihn, warfen ihn zu Boden, und während einer auf seiner Brust kniete, prügelten ihn die Anderen. Dann warfen sie ihn in die Zelle. Als er hier wieder zu toben begann, wollten sie ihm die Zwangsjacke anlegen und das Geschah auf folgende Weise: Pitala warf dem Kranken ein Handtuch als Schlinge um den Hals, warf ihn zu Boden, während Dziuba mit den Stiefeln auf seinem Brustkorb herumtanzte. Pitala schlug ihm mit einem Schlüssel die Rippen ein. Dann ließen sie den Irren, schwarz verärbt und bewußtlos in seiner Zelle liegen. Als man ihm nach einer halben Stunde das Mittagessen brachte, lag er leblos hingestreckt auf dem Boden. Die gerichtliche Obduktion ergab einen Bruch der Rippen und des Brustbeines und Zerquetschung der Leber. Die unmittelbare Todesursache war Erstichung durch Rippenbruch. Die als Zeugen vernommenen Aerzte bestätigten diese Darstellung der Anklageschrift, während die angeklagten Wärter einer die Schuld auf den anderen schoben. Pitala und Dziuba wurden wegen schwerer Körperverletzung zu je sechs Monaten, Korcala zu vier Monaten schweren Ferkers verurtheilt. Gegen den vierten Wärter war der Beweis einer Schuld nicht zu erbringen.

Staatsanwaltschaft.

Hamburg, 10. Mai

Der Schriftwechsel ist richtig gut.
Zugestellt werden 2490 Ctbl. haben vom Norden — vom Süden — Süd. Preise: Einzelstücke — 27. Bestelldrucke: 56—59 Pfg. 58—59 Pfg., Seite 50—54 Pfg. und 56—58 Pfg. pr. 100 Stk.

fragen? Er malte sich ihren Schmerz, ihre Verzweiflung aus, und eine furchtbare Angst vor ihrem Abblid, ein heftiger Widerwille, seinen Weg fortzusetzen, kehrte ihn. Einmal machte er sogar Hohn und that ein paar Schritte in die entgegengesetzte Richtung. Aber schließlich kehrte er doch wieder um. Was hätte es ihm, wenn er es hinausjögerte, einmal möchte er ja doch nach Hause gehen und Karls Frau unter die Augen treten.

Als er nun oben ankam, stürzte ihm Helene in fieberhafter Erwartung entgegen. Otto zuckte mit den Achseln, und hochend erzählte er, was man ihm auf dem Polizeibureau gesagt. Er wagte nicht, den Blick zu der Zimmeraden und Weinaden zu erheben.

„Wozu will ich hin... nach Moabit... mit dem Untersuchungsrichter sprechen.“ — sagte er seinem Bericht heilig hinzu. — „Der wird einen härteren Blick haben, als die Polizei, der wird sich überzeugen lassen, daß Karl unschuldig ist.“

Helene aber schien für den Trost wenig empfänglich. Sie war auf einen Einsitz, der am Tisch stand, gesunken, hatte ihr Gesicht mit den Händen verhüllt und weinte laut. Frau Kasper stand neben ihr, beugte sich zu ihr hinab und bewachte sie, je zu trösten.

Kasper trat an ihre rechte Seite und unterdrückte die Bemerkungen seiner Frau mit allerlei Trostworten. „Seine Unsicherheit wird sich herausstellen. Er kann's ja nicht gewinnen sein... unmöglich! Das kann ich ihm nicht zu, das kann ich meinen Sohn nicht zu! Es handelt sich ja nur um ein paar Tage Untersuchungszeit.“

Otto konnte den Schmerz nicht länger ertragen. Er entschlief in sein Zimmer, und hier stand er doch wieder an der Thür und preschte sein Ohr an das Schlüssel-

loch. Die Klagen Helenes drangen ihm wie Dolchstöße in das Herz, und mehr als einmal legte er die Hand auf die Klinke, und der Juppals durchzuckte ihn, hinauszufliehen und der Weinaden zuzurufen: „Tröste Dich und trockne Deine Thränen, Dein Karl ist unschuldig, ich bin's gewesen, ich!“

Aber immer im letzten Augenblick verzagte ihm der Mut. Es ging über seine Kraft, hier im Angesicht seines Vaters, seiner Mutter sich selbst als Dieb zu bezeichnen. Morgen vor dem Untersuchungsrichter würde er alles gesehen, morgen!

Der Untersuchungsrichter hörte den jungen Mann mit wohlwollender Aufmerksamkeit an. Otto schilderte mit warmer Begeisterung die Jugend seines Bruders, seinen offenen treuherrigen Charakter, seine Rechtschaffenheit und sein gutes, opferwilliges Herz.

„Glauben Sie mir, Herr Rath,“ schloß er, „mein Bruder ist völlig unschuldig. Ein schweres Unrecht geschieht ihm. Das bezeugen ich Ihnen, das schwöre ich Ihnen bei Allem, was mir heilig ist.“

„Ihr warmes Eintreten für Ihren Bruder macht Ihrem Herzen alle Ehre,“ verzogte der Richter, „und ich bin gerne bereit zu glauben, daß sich im Laufe der Untersuchung die Unschuld Ihres Bruders herausstellen wird; aber vorläufig sind die belastenden Momente so erheblich, daß ich eine Hafturlaubung mit meiner Berufspflicht nicht vereinbaren könnte. Doch Ihr Bruder am Tage vor der That in Ihrer elterlichen Wohnung war, um eine Summe in der genauen Höhe des geschuldeten Betrages von Ihrem Vater zu leihen, ist Thatsache.“

„Ein unglücklicher Zufall“, höhnte Otto und zog sein Taschentuch, um sich die feuchte Stirn abzutrocknen.

„Nicht minder belastend“, fuhr der Richter fort, ohne von dem Zwischenruf des jungen Mannes Notiz zu nehmen „ist der Umstand, daß sich Ihr Bruder gerade zu der Zeit, als der Diebstahl geschehen sein muß, in der Wohnung Ihrer Eltern befand. Was hatte er da zu thun?“

„Er kam, um die heftigen Worte, die er am Tage zuvor während eines Streits mit dem Vater geäußert, zurückzunehmen.“

Der Richter lächelte. „Das sieht“, sagte er, „sehr nach einem Vorwande aus, den Sie, Herr Kollege, wenn Sie der Sache mehr objektiv gegenüberstünden, ebenjowenig für stichhaltig halten würden, wie ich es thue. Ihr Bruder war bei diesem Besuche — das geht aus den Aussagen Ihrer Mutter klar hervor — auffallend unruhig und hastig. Eine Tasse Kaffee, die ihm von Ihrer Mutter angeboten wurde, schlug er ab, und schon nach wenigen Minuten machte er sich, ohne das Erwachen Ihres Vaters abzuwarten, wieder aus dem Stambe. Diese Eile Ihres Bruders gerade an jenem Tage ist mindestens sehr auffallend. Das belastendste Moment aber hat sich gestern bei der Hausdurchsuchung in der Wohnung Ihres Bruders ergeben. In einem Schubfach seines Schreibtisches fand sich ein Korridor Schlüssel, ein sogenannter Drücker. Der Schlüssel paßte, wie sofort angestellte Untersuchungen ergaben, weder zu einer der Thüren in der Wohnung Ihres Bruders, noch in seinem Geschäftslokal. Ich habe nun die Polizei beauftragt, sich in die Wohnung Ihrer Eltern zu begeben, um zu sehen“ — der Sprechende erhob sich. Er trat an den Telephon-Apparat, der sich in einer Ecke des Zimmers befand.

(Fortsetzung folgt.)